Protestantenblatt.

Wochenschrift für den deutschen Protestantismus.

Unter Mitwirkung von Gesinnungsgenossen herausgegeben von R. Emde, Bremen, und D. M. Fischer, Berlin.

37. Jahrgang.

Nr. 39 **Bremen-Berlin, den 24. September** **1904**

Erscheint jeden Sonnabend. — Preis: Vierteljährlich 1,50 Mark. Bei direkter Zusendung 40 Pf. für Porto mehr. — Bestellungen nehmen sämtliche Postanstalten und Buchhandlungen des In- und Auslandes entgegen. Postzeitungsliste 6244 a. — Anzeigen pr. Zeile 30 Pf., Reklame pr. Zeile 80 Pf.

Inhalt: In der Welt habt ihr Angst. Von H. Pretzsch. — Die religiösen Probleme der Großstadt. III. Von Walther Classen. — Religiöse Diskussionsabende. II. — 2. Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte in Basel. II. Von Dr. G. Fobbe. — Frömmigkeit. Von Baars. — Der Reichstag zu Speyer im Jahre 1529, ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte. III. Von Lic. Dr. Becker. — Vom Büchertisch.

An unsere Leser!

Wir bitten unsere Leser, ihr Abonnement rechtzeitig zu erneuern und wir bitten so eindringlich als möglich, um Empfehlung des „Protestantenblattes" in befreundeten Kreisen, um treue Werbearbeit. Dem mit Macht vordringenden Ultramontanismus gegenüber müssen die Reihen der freien, frommen und tatkräftigen Protestanten gestärkt werden. Denn nur der freie Protestantismus, den unser Blatt vertritt und der allen römischen Sauerteig ausgefegt hat, wird gegen Rom den Sieg erringen. Helft uns deshalb, freies und starkes evangelisches Christentum in die weitesten Kreise unseres Volkes zu tragen.

Redaktion und Verlag.

In der Welt habt ihr Angst.

Joh. 16, 33. In der Welt habt ihr Angst; aber seid getrost, ich habe die Welt überwunden.

In der Welt habt ihr Angst. Das Wort trifft auf uns alle zu, so sehr sich die Welt auch geändert hat.

Die Angst, die wir in der Welt haben, hat aber verschiedene Quellen. Sie gehört zu dem Erbe, das jedem von uns in die Wiege gelegt wird. Sie ist die unwillkommene Schwester der Begehrlichkeit. Beide sind unzertrennlich. Beide wachsen mit einander groß. Unser Herz hängt sich an Menschen und Dinge, die um uns sind. Wir wollen sie haben, wir wollen uns freuen an ihnen. Schon das bringt Unruhe über uns. Du kennst das Zagen und Bangen, das Fragen und Ausschauen, das einen umtreibt, wenn man vor einem Ziel seiner Wünsche steht. Wie sorgt man sich da um das Ende! Werde ich hingelangen? Oder wird doch zuletzt noch ein Sturm mich verschlagen weit weg von dem Land, das ich schon mit heißen Augen umfange? Es ist klar, eine Hauptquelle unserer Angst in der Welt ist unser Begehren nach den Dingen der Welt.

Aber auch wenn wir sie haben, sind sie uns Ursache der Angst. Wer mag sagen, was uns schwerere Sorge macht, das Habenwollen oder das Haben! Und so arm ist niemand, daß ihm die Angst, die aus dem Besitz kommt, ein unbekanntes Ding wäre. Hast du nicht Geld und Gut, so hast du Weib und Kind. Und hast du nicht Weib und Kind, so hast du Gesundheit und Leben, um die du bangst. So sicher jemand in seinem Besitze ist, so glücklich und stark er sich fühlt, zuweilen steht auch in seinem Herzen die Furcht auf. Der Gedanke ans Verlieren trübt auch dem Heitersten manche Stunde.

Dann aber gibt es noch etwas, das uns um unsere Ruhe bringt, so lange wir in der Welt sind. Das ist das Bewußtsein unerfüllter Pflicht. Viele wissen es gar nicht, daß dieses Übel ihr Fall ist. Sie fühlen sich krank und zerbrochen. Sie suchen den Arzt auf und klagen über zerrüttete Nerven. Ihr Zustand ist wirklich beklagenswert. Es vergällt ihnen immer etwas die Lebensfreude. Es steht ihnen immer etwas Schlimmes bevor. So gut es ihnen vielleicht ergeht, sie sind doch niemals befriedigt. Aber statt ihre Krankheit am Leibe zu suchen, sollten sie in ihrer Seele forschen. Es bohrt in ihnen der heimliche Gewissensvorwurf, daß sie sich selber verschleudern, daß sie mit ihrem Leben, obwohl es nicht voll schwerer Frevel ist, doch ein sündhaftes Spiel treiben. Nicht allezeit die höchste Vollendung erarbeitet zu haben, deren man fähig ist, das ist die bitterste Angst, die wir haben in der Welt.

Willst du sie loswerden, die vielfältige Angst in der Welt, so höre auf Jesus. Lernet von mir! hat er einmal gesagt. So lerne von ihm die Welt überwinden! Man hat nun gemeint, Jesu Überwindung der Welt bestände darin, daß er allem entsagte, wodurch sie uns Angst schafft. Indessen — das hieße fliehen vor der Angst in der Welt, aber nicht diese Angst überwinden. Nein, Jesus überwand die Welt und ihre Angst wirklich, indem er sich unabhängig machte von den Dingen, aus denen sie herkommt. Habenwollen und haben, beides hat er nicht verdammt. Aber neu bewertet hat er die Dinge. Ewige Werte hat er ihnen vorangestellt. Es gibt Besitztümer, die tatsächlich unverlierbar sind — Glaube, Liebe, Hoffnung. An diese halte dich, wenn andere deinen zitternden Händen entgleiten. Das heißt die Welt überwinden, daß man sich anklammert an das, was über ihre engen Kreise hinausgeht. Die Angst um die Güter der Welt kann dich nicht mehr erschüttern, wenn du mit Jesus weißt, daß du beste Güter hast, die dir niemand entreißen kann.

Auch die schlimmste Angst überwindest du schließlich mit Christus, diese Angst, daß du dem Herrn deines Lebens nicht genügst. Jesus überwindet nicht für dich. Du kannst nur mit ihm überwinden. Aber nicht so, daß du nun ein Heiliger werden müßtest, wie er. Er brauchte selber nicht sündlos gewesen zu sein und hätte doch überwunden. Das Vertrauen auf die Güte des Vaters im Himmel allein gleicht für den Ringenden das Fehlende aus. Wo neben der Selbsterkenntnis dieses Vertrauen in reiner Größe in einer Seele wohnt, da hat jene Angst keinen

Raum mehr, da stellt sich sieghafte Zuversicht ein, da überwindet man ganz.

Darum seid getrost: Jesus hat überwunden, so könnt ihr auch überwinden!

Troistedt bei Weimar. H. Pretzsch.

Die religiösen Probleme der Großstadt.

III.

Ein Wille, ein Weg!

Es liegen in den Grenzen der Großstadt Arbeitsfelder, über die man zunächst verschieden urteilen kann, die auch vom Garten der Religion weit ab zu liegen scheinen. Aber die Liebe zum Volke gestattet doch nur in einer Weise über diese Dinge zu denken.

Da gibt es große Gewalten, die in den Straßen des Volkes herrschen. Da sind das Grundeigentümer- und das Alkoholinteresse, da sind Schwindsucht, Englische Krankheit und andere Leiden. Es handelt sich hier nicht um persönliche Kämpfe, sondern um die Verwerfung von Zuständen, die meinem Volke schaden. Gewiß haben die Menschen, die in diesen dunklen Häusern wohnen, mehr Talent zum inneren Glück als die, deren Wünsche von Jugend an leicht erfüllt werden: aber ist es recht, daß sie nun einem Heer durchaus unnützer Leiden ausgesetzt sind? Der Vater meines B. starb rasch an einer Krankheit, der er in besseren Räumen nicht erlegen sein würde. Die Familien M. und N. verloren Kinder; und es ist nicht zu leugnen, daß das mit der Feuchtigkeit ihrer Stuben zusammenhängt. Es ist nur wunderbar, daß die übrigen noch leben.

Wer ein Menschenbildner sein soll, wird selten Zeit haben, auch noch Mitarbeiter im Kampf gegen diese Mißstände zu sein. Aber durchschauen muß er sie; ihr Gegner muß er sein. Sein Herz gehört auf die Seite des Volks. Er darf nicht mit dem Vorwand sich beruhigen, daß Leiden und Elend der naturgemäße Zustand der handarbeitenden Klasse sei. Ich weiß nicht, wer Inhaber der Brauerei ist, die da jetzt in der Ecke jedes neuen Häuserblocks eine Kneipe einrichtet. Jedenfalls dürfte das nicht geschehen. Ich weiß nicht, wer der Beamte ist (dessen Kinder jedenfalls nicht in diesem Stadtteil wohnen), der der neuen Schule einen viel zu engen Spielplatz gab, während einem Privatmann billig ein Stück Staatsgrund für seine Zwecke überlassen wurde. Aber ich weiß, daß jeder, der die Folgen dieser Dinge übersieht, in sich die sittliche Verpflichtung fühlt, ein entschlossener Gegner dieser Zustände zu sein.

Ich glaube, wer nicht in solcher Weise innerlich mit dem Volke lebt und fühlt, kann auch nie sein Vertrauen gewinnen nnd im Volke Persönlichkeiten bilden. Das sind die Mauern der Trennung, die müssen überstiegen sein, die ganze Unkenntnis des Volkslebens und Volkszustandes, in der wir in der bürgerlichen Familie und im akademischen Studium nun einmal aufwachsen, müssen wir überwinden, wenn wir unser Volk zu unserer Religion führen wollen.

Da es sich nun aber darum handelt, eine religiöse Weltanschauung fast ganz neu aufzubauen, so müssen auch unsere Mittel außerordentliche sein. Ein kräftiges Mittel, neue Gedanken unter die Menschen zu bringen, ist die öffentliche Rede und die Diskussion von Mensch zu Mensch. Was ließe sich wirken, wenn wir einige Jahre nacheinander in jeden Vorort einige religiöse Redner, die sich wirklich auf das Volk verstehen, hineinsendeten zu einigen Vorträgen!

Dann aber müßte immer ein kleiner Stab von Männern und Frauen da sein, die mit dem Volke leben und persönliche Freundschaft besitzen. Dann wäre die Diskussion gesichert und das Zutrauen auch des Arbeiters. Denn gar zu leicht weicht der Arbeiter aus, wo der kleinere Bürgerstand sich sammelt und umgekehrt der kleinere Bürgerstand vor dem Arbeiter.

In gar zu schöne Räume mit feingekleideten Menschen kommt der Arbeiter überhaupt nicht hinein. Öffentlich muß verfahren werden, Anzeigen müssen groß und sichtbar sein; sonst merken es die Leute nicht. Dem ersten Ansturm der Sekten und der sozialistischen Fanatiker muß ruhig standgehalten werden. Die ersteren verschwinden, nachdem sie ihr Zeugnis abgelegt haben, aus einem Kreis modern empfindender Städter bald. Denn diese haben keine Geduld, die alten Geschichten anzuhören, bleiben aber gern, wenn sie wirklich interessiert werden.

Das wäre eine Art, durch einen Feldzug im Großen die großen, freien religiösen Gedanken einmal zu bekennen, die Stadt gleichsam aufzustöbern und in Bewegung zu setzen. Auf alle Felder muß der Samen ausgeworfen werden. Nicht im kirchlichen Auftrag kann so etwas geschehen, sondern durch freiwillige Tat.

Freilich die größte Wirkung der Religion kann auch heute nur in der Stille und in die Tiefe geschehen. Es müssen solche, die reif geworden sind in der neuen religiösen Weltanschauung, ihr Leben zusammenschmieden mit einzelnen im Volke und mit ihnen gemeinsam die praktisch-religiösen Probleme der Großstadt überwinden. So können die Gedanken, die Sprache und die Kraft eines neuen Glaubens erwachsen.

Wir dürfen nun nicht immer wiederholen: „dies können wir nicht. Wir müssen neuer Propheten warten". Unser Wille nur ist nötig! Ein Wille findet auch Wege.

Die Wege mögen lang und schwierig sein. Aber ist ein entschlossener Wille je dadurch abgeschreckt worden, daß zwischen ihm und dem Ziel noch Wasserläufe und Bergschluchten lagen? Gibt es denn keine Mutigen, welche den ernsten Willen haben und die rechten Wege gehen können, um die Lebensgemeinschaft mit dem Volke zu gewinnen, welche die Voraussetzung für eine religiöse Wirkung ist? Was können sie tun? Ich nehme an Herr A., jung und unternehmend, nimmt im Stadtteil seine Wohnung zwischen den Arbeitern. Herr B. stellt sich dem Pastor zur Verfügung, ebenso Fräulein A. Das wäre ein unmoderner Pastor, der für sie nichts zu tun hätte. Oder auch sie widmen sich einem Knabenhort oder einer Vereinigung für Jugendspiele. Fräulein B. tritt als Helferin der Haushaltungsschule bei. Nun kommen einmal wöchentlich die Vier zusammen und tauschen ihre Erfahrungen aus. Bald werden sie notwendige Hülfsarbeit genug vor sich haben. Sie werden Menschlein, alte oder junge, um sich sammeln und nach Geld und Räumen rufen. Wer mit einem erst tüchtig Begonnenen nicht weiter kann, der erhält auch beides.

Nun erst sind unsere Vier berechtigte Mitbürger unter dem Volke des Stadtteils. Nur sollen sie nicht glauben, daß sie von ihrer Weltanschauung schon etwas geben könnten. Sie empfangen ebenso sehr, wie sie geben. Jetzt erst wird ihr Glaube Proben erleben; nun erst wird ihre Liebe um Christi willen eine Kraft, die sie aufrecht erhält. Jetzt werden sie den Rätseln des Lebens an der Seite ihrer neuen Freunde gegenüberstehen und nun wird ein neues wirkliches religiöses Leben erwachsen. Inmitten des arbeitsvollen Ernstes, welcher den großstädtischen Tag erfüllt, werden Menschen ihr Werk, ihr Leid, ihre Lust, das ganze Getriebe um sie her mit göttlichen, fröhlich-mutigen Gedanken betrachten.

Mit einem Worte: Um dem Volke das Glück einer glaubensmutigen Weltanschauung zu bringen, heißt es, sich den Grundsatz der Englisch-Amerikanischen Settlementsbewegung zur Regel machen: „Gib deinem Volke dich selbst".

Soll ich diesen Satz noch an dem Beispiel eines Freundes illustrieren? Mein Freund heißt Friedrich Möller. Dieser hatte einige gute sozialwissenschaftliche Studien gemacht. Mit seiner Weltanschauung war er noch nicht völlig im Reinen, mit sich, der Welt und dem Vaterlande in vielen Stücken unzufrieden. Da beschloß er jenen Satz: Gib dich deinem Volke selbst! auf sich anzuwenden. Seine Stellung im väterlichen Geschäft gestattete ihm eine ziemliche Unabhängigkeit. Also er geht den Weg. Aber wie? Stellt er sich an der Ecke der Marien- und der Löwenstraße auf und wartet, bis

sich einer um ihn kümmert? Das möchte lange dauern. Soll er mit den Straßenjungen Marmel spielen oder mit einer Matrone, die soeben Rhabarber und Stiefelwichse eingekauft hat, ein Gespräch beginnen. Nein, er faßt sich ein Herz und mietet sich ein Zimmer, — muß aber, da er ohne Firma hier auftritt, pränumerando bezahlen. Schlimm ist es mit dem Mittagessen. Für Möllers Begriffe gibt es solches hier eigentlich nicht. Dafür aber bekommt er für 60 Pfg. neuen Einblick in die Lebensverhältnisse einiger kleiner Kommis. Am Abend geht er in eine Kneipe. Leidliche Reinlichkeit, Skatspiel, ein Betrunkener, schmierige Zeitungen —, das ist ein öder Anfang des sozialen Studiums. Am andern Abend geht er in den Turnverein. Als Handlungsgehülfe von angenehmem Äußern und augenscheinlich nicht hochmütig ist er sehr willkommen.

Das ist nun schon anders. Es herrscht Ordnung, wenn auch nicht alle Redewendungen aus dem Villenviertel stammen. Hernach gibt es ein Glas Bier — mit Vorsicht zu trinken, es ist miserabel —, gemütliches Gespräch und Gesang. Die großen politischen und religiösen Gespräche kommen noch immer nicht. Aber etwas anderes kommt: Arbeit!

Der Turnverein ist voller Pläne. Er hat Knaben- und Zöglingsabteilungen. Aber überall fehlt es an leitenden Kräften. Da ist Möllers Hülfe willkommen. Jungen aus dem Volke sind ihm völlig fremd. Aber sie lehren ihm rasch, wie sie behandelt sein wollen, wie viel Geduld und wie viel Entschlossenheit auf sie paßt. Nun ergibt es sich bald, daß Möller die Eltern besucht. Und endlich trifft er auch den ersten „richtiggehenden" Sozialdemokraten. Gleich eine Stunde dauert die schwierige Diskussion. Der Alte bittet jedenfalls wiederzukommen.

Von nun eilen die Eindrücke und die Aufgaben von allen Seiten herbei. Möller mietet sich bei einer Witwe zwei Zimmer. Jetzt kommt Besuch, frische, junge Gestalten bevölkern oftmals das Zimmer. Friedrich Möller muß mehr Dinge sagen und wissen, als er seit seiner frühesten Kindheit je gelernt hat.

Nun sind zwei Jahre hingegangen. Da stand an einem Sommerabend Friedrich Möller auf einer Kaimauer im Hafen. Das war nicht dort, wohin Hafenbassins mit breiten Wassern und Segler mit stolzen Masten die Fremden locken, sondern an einem abgelegenen Landungsplatze, wohin wohl nie ein Fremder kommt. Mit hochgetürmter Ladung lagen zu seinen Füßen die Heuschiffe und erzählten mit ihrem Duft, daß draußen der Sommer blühte. Bei ihm gibt es nur ein paar Bäume auf den Schleusen; man kann sie zählen. Aber hier gibt es Ewer, Schuten und Schlepper, und alle haben ihren Charakter — besonders jetzt, wenn das Abendlicht mit Glanz und Glut und Schatten über Wasser und Brücken liegt.

Vor Jahren als Junge ist Friedrich hier entlang gerudert — es war immer ein aufregender Kampf auf diesem Wasser, dessen Wellen durch Schlepper und Barkassen tagsüber unaufhörlich bewegt werden. Interessant war auch dem vornehmen Jungen diese Welt; ihr malerischer Reiz berührte auch ihn. Aber es war eine fremde Welt. Sie atmeten wieder auf zwischen Wiesenufern und Weidenbüschen. Ein Mensch konnte nach ihrer Empfindung dort an den schmutzigen Wassern bei den Schleusen nicht wohnen — wenigstens keiner von ihrer Art.

Und heute —? Zweimal hat schon der braune Kanal einen Freund Friedrichs verschlungen. Was für Freunde? Kleine breitschultrige Ewerführerlehrlinge mit kupferbraunen Gesichtern! Wie ist doch Friedrich Möller ein anderer geworden. Er wendet sich um und betrachtet in Gedanken die hohen, schwarzen Häuser. Hier und da wird ein Fenster hell. Dort überall — allerdings in der ungeheuren Masse zerstreut — wohnen ihm Freunde, und viele, die es vielleicht noch werden — — er kennt keinen Platz in der Welt, den er mit mehr Recht seine Heimat nennte, — — an keinem sonnigen freundlichen Ufer verließe ihn das Heimweh nach jenen Menschen in den schwarzen Häusern.

Kein theoretisches Pflichtgefühl, noch ein dunkler idealer Drang, noch ästhetisches Interesse an dieser merkwürdigen Welt fesselt ihn, — sondern das Volk ist ihm in einzelnen Personen lebendig geworden. Sie tauchen vor ihm auf, gewinnen seine Achtung und Neigung; sie werden ihm aus der Masse heraus zu Individualitäten und bereichern sein Leben. Und dennoch gehören sie zur Masse, die ihm durch sie nicht mehr fremd ist. So nähren sie in ihm die mächtige Liebe zum Volke.

„Und so lang du dies nicht hast,
Dieses: Stirb und werde!
Bist du nur ein trüber Gast
Auf der dunklen Erde."

— — — — — — — — — — — —

Das ist die Geschichte von Friedrich Möller. Nun ist sie leider eine Dichtung. Oder ist sie schon irgendwo Wahrheit?

Noch ist sie nicht zu Ende. Die nächste dunkle Gasse herauf kommen zwei junge Männer geschritten. Der eine ist Theolog; er hat noch andere Weltanschauungsarbeit hinter sich als dem Kaufmann möglich gewesen ist. Der andere ist ein Handwerksgeselle. Die drei begrüßen sich als solche, die immer froh sind, sich zu treffen. Es ist eine enge Gemeinschaft unter ihnen. Sie wissen, daß sie eine Auffassung der Dinge in sich tragen, die sie ein Recht haben weiter zu geben. Sie erleben die Religion, und wo Religion ist, da ist Farbe und Licht. Ernst und herb und düster ist die Welt unseres Tages. Aber die Strahlen des Glanzes durchbrechen den schweren Himmel und sonniges und goldiges Licht fließt über die Dinge dieser Welt. Die Freunde sind die Männer der Hoffnung, und während alle suchen und warten, haben sie das Glück mitten in der Gegenwart.

Hamburg. Walther Classen,
Mitarbeiter der Gesellschaft „Volksheim".

Religiöse Diskussionsabende.

II.

2. Diskussionsabende mit Sozialdemokraten.

In Nummer 13 dieses Jahrganges hat Pfarrer D. Mehlhorn über die öffentlichen religiösen Diskussionsabende in Leipzig und Heidelberg berichtet und aus deren Ergebnissen einige Lehren für künftige Versuche dieser Art gezogen. Welche Aufmerksamkeit diese Anregung gefunden hat, zeigt sich darin, daß auch auf dem bevorstehenden Protestantentage über die Frage der Diskussionsabende verhandelt werden soll. Da wird es vielleicht diesem oder jenem nicht unwillkommen sein, von ähnlichen Veranstaltungen, die im April des Jahres in Großlichterfelde stattgefunden haben, näheres zu hören.

In einem Punkte unterscheiden sich die beiden Versammlungen, von denen hier gesprochen werden soll, wesentlich von denen, die die Befürworter der religiösen Redeabende im Auge haben: der „Religionsstreit in Großlichterfelde" — so überschrieb damals der „Vorwärts" seinen Bericht — spielte sich auf sozialdemokratischen Versammlungen ab. Die erste Anregung war allerdings von kirchlicher Seite ausgegangen; von selbst werden ja die Sozialdemokraten keine öffentlichen Besprechungen über Religion anberaumen. In der ehemaligen Lichterfelder Dorfkirche, die jetzt zu einem Gemeindesaale umgestaltet ist, finden des Winters öffentliche Besprechungen über wichtige und zeitgemäße religiöse Fragen statt. Der Saal ist stets dicht gefüllt, aber er ist nicht groß, und der Kreis, der sich dort zusammenfindet, besteht allem Anschein nach nur aus religiös angeregten, meist auch am kirchlichen Leben teilnehmenden Gemeindegliedern. Als z. B. einmal die Wunderfrage zur Besprechung stand, fand sich in der Versammlung niemand, der die Möglichkeit eines Wunders schlechthin bestritten hätte. Die Arbeiterschaft, die auch in unserm Villenorte nicht unbeträchtlich ist, kommt zu diesen kirchlichen Abenden

nicht, weiß wohl auch überhaupt nichts davon, da die Kanzelabkündigungen und Anzeigen des Kirchenzettels kaum zu ihnen dringen. Bei einer Besprechung über „Christentum und Klassenkampf" mußte sich dieser Mangel am lebhaftesten fühlbar machen, es wurden daher zu dem nächsten kirchlichen Abend mit dem Thema „Ist Religion Privatsache?" an den Vorstand des sozialdemokratischen Vereins Einladungen geschickt. Es erschienen einige sozialdemokratische Herren, die ihre abweichenden Anschauungen in höflicher und sachlicher Weise darlegten. Bei dieser Besprechung legten es besonders die Herren Graf Hoensbroech und Professor D. Pfleiderer den Sozialdemokraten nahe, sie möchten auch gerne einmal von ihnen eingeladen werden, und das bemerkenswerteste Ergebnis des Abends war, daß jene sich sofort dazu bereit erklärten.

In kurzer Zeit berief der sozialdemokratische Verein eine Volksversammlung mit der Tagesordnung: „Ist Religion Privatsache?" Referent sollte Eduard Bernstein sein. In ausgiebigster Weise wurde für diesen Abend durch die Zeitungen, die Anschlagtafeln und Flugblätter die öffentliche Aufmerksamkeit erregt, als Hauptzugmittel war überall zu lesen, daß Professor Pfleiderer, Graf Hoensbroech, die Pastoren des Ortes und andere kirchlich gesinnte Herren persönlich zur Teilnahme eingeladen worden seien. Diese erste Beobachtung, daß die Sozialdemokraten sich der Sache so bereitwillig und nachdrücklich annahmen, ist nicht unwichtig für die Frage, ob Diskussionsabende mit der Arbeiterschaft rätlich und zweckmäßig sind. Die sozialdemokratischen Führer sind jedenfalls für eine solche offene Aussprache sofort zu haben. Freilich denken sie nicht daran, durch diese Aussprache eine Verständigung mit den Vertretern des Christentums herbeizuführen. Ihnen kommt es wohl nur darauf an, zu zeigen, daß sie sich nicht davor scheuen, sich mit redegewandten und hochgebildeten Gegnern ihrer Anschauungen in öffentlichem Kampfe zu messen, sie denken ihnen bei dieser Gelegenheit kräftig die Wahrheit sagen zu können und hoffen vielleicht nebenbei auch auf eine besonders reiche Einnahme für ihre Kasse. Aber mögen auch die sozialdemokratischen Einberufer dabei andere Zwecke haben als die christlichen Diskussionsredner, das ändert nichts an der Tatsache: Man sträubt sich drüben keineswegs gegen eine öffentliche Verhandlung über Christentum und Kirche, sondern gibt, wenn es gewünscht wird, gern die Gelegenheit dazu.

Das Zweite, was dazu ermuntern muß, solche Gelegenheiten zu suchen, ist die überaus starke Teilnahme, die die Versammlung in Großlichterfelde ebenso fand wie diejenigen in Heidelberg Der Saal faßte längst nicht die Menge der Besucher. Draußen im Garten drängten sich die Massen, um durch die offenen Fenster einiges zu hören. Die kirchlichen Kreise waren natürlich auch stark vertreten, aber die Mehrheit hatten entschieden die Sozialdemokraten. Weshalb mögen die alle gekommen sein? Manche sicher bloß aus Lust mit anzuhören, wie es den Pfaffen gründlich gegeben wird. Aber diese Radikalen sind doch nur ein verhältnismäßig kleiner Teil unter den Sozialdemokraten. Unter der Masse der Gefolgschaft mögen sich so manche befinden, bei denen ein gutes Wort nicht von vornherein vergebens ist, Arbeiter, die um des guten Tones willen sozialdemokratisch organisiert sind wie die andern und dabei im geheimen ein gesundes religiöses Empfinden bewahrt haben, Eltern, die es allmählich einsehen, daß sie ihre Kinder ohne jede religiöse Grundlage nicht zu braven Menschen erziehen können, Suchende, die von dem Verlangen nach einem Glauben, der ihr Gemüt wie ihre Vernunft befriedigt, getrieben werden. Man darf einen Erfolg der Verhandlungen nicht bei denen erwarten, die reden — das werden freilich die Entschiedensten und Unversöhnlichen sein —, auch nicht bei den hartnäckigen Zwischenrufern, denn diese sind zum großen Teil auch nur gekommen, um zu widersprechen und Witze zu machen, sondern nur bei denen, die schweigen und still zuhören. Ein solcher Erfolg, der sich nicht in Worten äußert, ist ja allerdings Sache des Glaubens, nicht der Erfahrung, aber es müßte doch wunderbar zugehen, wenn in der großen Masse kirchenentfremdeter Zuhörer von so vielen treugemeinten und überzeugten, treffenden und schönen Worten, wie sie damals von den kirchlichen Rednern gesprochen wurden, nicht eines irgendwo einen guten Boden finden und Frucht bringen sollte. An jenem Abend in Großlichterfelde war die Wirkung der Reden von christlicher Seite auch wohl zu erkennen.

Bernstein hielt seine Einleitungsrede durchaus würdig und sachlich. Er machte sogar wertvolle Zugeständnisse: er erkannte die Verdienste der Kirche in vergangenen Zeiten an und fand schöne Worte über den Wert der Bibel; er betonte, daß er sich nur gegen die in Konfessionen ausgeprägte Religion wende. Dieser machte er hauptsächlich zwei Vorwürfe: sie vertrage sich nicht mit der Wissenschaft und lehre die Unterordnung unter die Obrigkeit, diene also den herrschenden Klassen. Mit Begeisterung schilderte er dagegen, wie der große Gedanke der Solidarität der Menschheit die rechte Sittlichkeit und die vollendete Kultur verbürge und somit das Christentum reichlich ersetze. Von dem wahren Wesen der Religion, davon, daß das Verlangen eines wahrhaft religiösen Herzens durch keine Errungenschaft der Sitte und Kultur befriedigt werden kann, davon vernahm man kein Wort. Das wußte nun aber der erste Entgegner, Professor D. Pfleiderer, in ergreifender Weise auszuführen, in Worten, von denen Bernstein später in seinem Schlußwort sagte, sie hätten niemanden kalt lassen können, der noch eine Spur religiösen Empfindens besäße. Sichtlich machte auch das einen großen Eindruck, daß gerade er, der Vertreter der Wissenschaft, von dieser bekannte, daß ihr die letzten Gründe ewig unerreichbar blieben, daß also auch kein dauernder Widerspruch zwischen Religion und Wissenschaft eintreten könne. Kaum ein Zwischenruf unterbrach die andächtige Stille während seiner Rede, und am Schlusse ertönte ein so lauter, einmütiger Beifall, wie man ihn in dieser Versammlung nicht erwartet hätte. Von unverkennbarer Wirkung waren auch die Ausführungen des Grafen Hoensbroech, der die Zuhörer bei ihrer eigenen Erfahrung von der Not des Lebens faßte und fragte, wer jemals, wenn er in schweren Stunden zur Schrift gegriffen habe, sie ohne Trost weggelegt habe. Nun erwartete man die Rede des Pfarrers Stolte, da wurde plötzlich — es war 11 Uhr — zum Leidwesen der Zuhörer von dem überwachenden Polizeibeamten die Versammlung aufgelöst, weil für den sozialdemokratischen Wirtssaal die Polizeistunde geschlagen hatte.

Acht Tage später wurde der Redestreit wieder aufgenommen, bei womöglich noch gewaltigerem Andrang. Aber der Eingriff der Polizei war für den weiteren Verlauf der Verhandlungen nicht gerade günstig. Der Vorsitzende, Expedient des „Vorwärts", nutzte den Vorfall weidlich aus, indem er zum lebhaften Gaudium der Christentumsfeinde seine Eröffnungsworte zu hämischen Glossen über das Walten der von Gott eingesetzten Obrigkeit ausspann. Für den Leiter der Verhandlungen, der sein Amt doch unparteiisch führen sollte, nicht gerade taktvoll, — wer wird aber von diesen Leuten Rücksicht erwarten? Durch diese Einleitung war der Ton des zweiten Abends von vornherein tiefer gestimmt, als das vorige Mal, und nun kamen gar die Pastoren ans Wort. Merkwürdig, wie gleich die Hörer unruhiger, die Zwischenrufe kecker waren. Die Reden der beiden Pastoren Stolte und Muhs hatten naturgemäß einen ähnlichen Inhalt, wie die der gleichgesinnten Redner vor acht Tagen, sie standen an treffenden Gedanken und überzeugenden Gründen den Ausführungen der Vorredner nicht nach und waren von gleicher Weitherzigkeit und gleichem Verständnis für den edlen Kern der Arbeiterbewegung erfüllt. Es fehlte auch nicht an starkem und aufrichtigem Beifall, aber die Wortführer unter den Sozialdemokraten scheint der bloße Titel Pastor mit einem Mißtrauen zu erfüllen, das sie zu vorurteilsfreiem Zuhören

unfähig macht. Ein bezeichnendes Beispiel: der folgende sozialdemokratische Redner sagte einmal — dem Sinn nach, — über Pfleiderers Ausführungen lasse sich ja reden, aber das sei doch ein ganz anderes Christentum als das, was Pastor Stolte vertreten hätte. Professor Pfleiderer widersprach sofort: Ganz dasselbe! und jeder unbefangene Zuhörer mußte ihm zustimmen, aber der Sozialdemokrat will es eben durchaus nicht begreifen, daß ein Pastor dem Musterbilde des Pfaffen, das in seiner Phantasie lebt, nicht gleichen soll. Unsere Beobachtungen entsprechen hier ganz denen von Herrn D. Mehlhorn. Vielleicht versucht man es einmal irgendwo mit Redeabenden, auf denen lauter Leute, die nicht Pastoren sind, den Sozialdemokraten entgegentreten; vielleicht macht man da auch die Erfahrung, daß die sozialdemokratische Hörerschaft dabei williger und ruhiger ist. Als Pastor Muhs in seiner Rede gelegentlich den ersten Vers des Befiehl du deine Wege rezitierte, verloren sich die letzten Zeilen ganz in der heftigen Unruhe, die sich erhob, und ein scharfes Wort über den sozialdemokratischen Zuchthausstaat, mit dem der Redner schloß, weckte einen Sturm der Entrüstung.

Nun folgte gar aus dem Munde eines sozialdemokratischen Redakteurs eine flammende Hetzrede, die von Bernsteins ruhigen und verständigen Darlegungen himmelweit abstach. Keine Spur von Bemühung, dem Gegner gerecht zu werden, keine Spur von Verständnis für Religion, nur Haß, leidenschaftlicher Haß gegen Kirche, Christentum, Religion sprach aus diesen Ergüssen. Dazu klotzig grobe Beweisgründe: die Statistik lehrt, daß jährlich so und so viele Geistliche zum Zuchthause verurteilt werden, ein Beweis, daß die Sittlichkeit mit der Religion nichts zu tun haben kann. Auf gleicher Höhe stand das übrige. Das Bedauerlichste war, daß auf solche und ähnliche Verunglimpfungen niemand mehr antworten konnte. Der Sozialdemokrat redete, bis die elfte Stunde wieder nahe war und der bevorstehenden Auflösung wegen nur noch Bernstein das Schlußwort erhalten konnte.

Wenn wir, wie es D. Mehlhorn im Blick auf die Leipziger Abende tut, die Frage stellen: Was ist auf diesen Versammlungen bei den anwesenden zielbewußten Sozialdemokraten erreicht worden? So liegt auch hier die gleiche Antwort nahe: blutwenig, möglicherweise nichts. Die gröbste Kriegserklärung kam erst am Schlusse, und die Tatsache, daß die schärfsten Anklagen gegen die christlichen Kirchen unwiderlegt blieben, war für den abschließenden Eindruck nicht vorteilhaft. Die Sozialdemokraten fühlten sich auch offenbar als Sieger, brachten eine Entschließung im Sinne des Parteiprogramms mit großer Mehrheit durch und begrüßten die Gegenprobe bei der Abstimmung mit höhnischem Gelächter. Und dennoch wird niemand, der diesen Versammlungen beigewohnt hat, sie für ganz vergeblich erklären. Daß solche Verhandlungen zu einer klaren, ausdrücklichen Verständigung etwa in Form eines Beschlusses führen könnten, muß bei dem heutigen Charakter der Sozialdemokratie ausgeschlossen erscheinen; die Erfahrungen in Leipzig wie in Großlichterfelde bringen nur neue Bestätigung dafür. Eine wirkliche Verständigung wäre wohl nur dann zu erhoffen, wenn, wie vorgeschlagen worden ist, die Einladung nur an solche gerichtet würde, die ernstlich eine religiöse Klärung und Verständigung mit den Vertretern des Christentums suchen; wenn das aber öffentlich geschähe, sei es durch Zeitungen, sei es durch Anschläge, so wäre es wieder nur allzu wahrscheinlich, daß den so gesinnten Arbeitern der Besuch dieser Abende durch die zielbewußten Kameraden bald verleidet und unmöglich gemacht würde. Es wird daher besser sein, den Zweck der Diskussionsabende darauf zu beschränken, daß sie Gelegenheit geben sollen, zu Volksgenossen, die sonst für religiösen Einfluß unerreichbar sind, von der unvergänglichen Größe des Christentums und seiner Unentbehrlichkeit für den modernen Menschen zu reden, in der Hoffnung, daß ein solches freudiges und freimütiges Bekenntnis diesem oder jenem eine Ursache zu ernsterer Besinnung, ein Anstoß zu persönlichem religiösen Leben wird und mancher Kirchenverächter den Eindruck nach Hause nimmt: die Männer der Kirche scheuen sich nicht, von ihrem Glauben vor einer gegnerischen Masse Rede zu stehen, sie brauchen die Oeffentlichkeit nicht zu fürchten, es kann doch keine schlechte Sache sein, die sie vertreten. Dieser günstige Eindruck muß am größten sein, wenn die Vertreter der christlichen Weltanschauung, wie es in Großlichterfelde war, sich auf einer sozialdemokratischen Versammlung, in einem sozialdemokratischen Saale ihren Gegnern stellen, wo diese sich ganz zu Hause fühlen und gegen persönliche Gehässigkeiten bei der sozialdemokratischen Leitung kein Schutz zu finden ist. Daß gerade unter diesen Umständen ein Erfolg möglich ist, haben die Großlichterfelder Versammlungen bewiesen. Die Redner von christlicher Seite haben Eindruck gemacht; ob und wie der im stillen weiter wirken wird, entzieht sich natürlich der menschlichen Erkenntnis. Wenn ähnliche Redeabende häufig und vielerorts stattfinden, werden sie schon dazu beitragen, daß das religiöse Verlangen unserer Tage auch die Arbeiterschaft immer stärker ergreift, und so von innen heraus sich eine allmähliche, allgemeine Annäherung an das evangelische Christentum vollzieht. Es heißt da vor allem warten, weiter hoffen und weiter arbeiten, wenn auch der Erfolg nicht so rasch und handgreiflich eintritt, wie man gern möchte.

2. Internationaler Kongreß für Religionsgeschichte in Basel.

Von Dr. G. Fobbe.

II.

Von den wissenschaftlichen Reden, die auf dem Kongreß gehalten wurden, greife ich die heraus, die für den Leserkreis des „Protestantenblattes“ am interessantesten sein dürften.

Prof. Dieterich aus Heidelberg, der mit Prof. Achelis-Bremen zusammen das „Archiv für Religionswissenschaft“ herausgibt, sprach über „Die Religion der Mutter Erde“. Er sieht im Kultus der Mutter Erde eine Urform aller Religion und bringt für diese seine Behauptung Beweise bei, die alles Nachdenkens wert sind. Hauptsächlich drei Punkte seien hier erwähnt. 1) Bei sehr vielen Völkern pflegt das neugeborene Kind zunächst auf die Erde gelegt und von ihr feierlich aufgenommen zu werden. Der ursprüngliche Sinn dieser Zeremonie kann nur der sein, daß das Kind dadurch der Mutter Erde, von der es im letzten Grunde stammt, geweiht werden und von ihr wiederum Kraft und Gesundheit für seinen Lebenslauf erhalten soll. Bei den Römern wird später dadurch, daß der Vater das Kind von der Erde aufnimmt, zum Ausdruck gebracht, daß er es als das seine anerkennt. Ja, man hat dort sogar eine spezielle Göttin für diesen Akt erfunden, die Göttin des „Aufhebens“ (Levana). Das sind indes ganz ersichtlich erst spätere Umdeutungen des nicht mehr verstandenen ursprünglichen kultischen Vorgangs. 2) Bei vielen Naturvölkern, bei denen die Toten sonst verbrannt zu werden pflegen, werden solche Kinder, die unter einer gewissen Altersgrenze sterben, begraben. Hier liegt der Gedanke zu Grunde, daß ein solch vorzeitig abgebrochenes Leben, das unreif aus der Zahl der Lebendigen hinweggerufen wird, den Lebensgang noch einmal von vorn antreten muß, um zur Reife zu gelangen. Es wird deshalb der Mutter Erde übergeben, damit sie es in neuer Gestalt auf Erden erscheinen lasse, während die zur vollen Entwickelung gediehenen Menschen in der heiligen Flamme in andere Gefilde emporsteigen. 3) Endlich ist vielfach die Sitte beobachtet worden, die Sterbenden kurz vor ihrem Abscheiden auf die Erde zu legen, damit die Erde die Seele wieder empfange, die ja ursprünglich von ihr gekommen ist. — Diese Sitten und Anschauungen sind überall auf der

Erde beobachtet worden bei Völkern, bei denen von einer gegenseitigen Beeinflussung keine Rede sein kann. Die kultischen Formen, von denen im vorstehenden berichtet worden ist, sind ferner die denkbar einfachsten. Das alles berechtigt uns anzunehmen, daß wir es hier tatsächlich mit einer Grund- und Urform religiösen Lebens überhaupt zu tun haben, die sich etwa so aussprechen läßt: Das Menschenleben stammt von der Mutter Erde und geht nach dem Tode in sie zurück, um wiederum in neuen Menschen Gestalt zu gewinnen, in ewigem Kreislauf. Der Gedanke der Seelenwanderung und Wiederverkörperung ist also ein ganz primitiver, uralter Glaube der Menschheit, der sich aus dem Glauben an die Mutter Erde entwickelt hat.

Prof. Deußen aus Kiel sprach über „die innere Verwandtschaft der indischen Religion mit der christlichen". Jede höher stehende Religion, führte er aus, sucht Proselyten zu machen. Indes wird das Missionszeitalter allem Anschein nach bald vorüber sein. Wir treten bald in ein neues Zeitalter ein, in dem die edelsten Religionen der Menschheit sich gegenseitig verstehen, schätzen und ergänzen werden. Die drei höchsten Religionen sind nun nach Deußen Brahmanismus, Buddhismus und Christentum. Alle drei haben den Zentralbegriff der Erlösung. Der Brahmanismus faßt die Erlösung als Befreiung vom Irrtum durch die Erkenntnis, daß diese Welt Illusion ist, der Buddhismus sucht Erlösung vom Leiden durch Abtötung aller Begierde, das Christentum Erlösung von der Sünde durch Wiedergeburt, Neuschaffung des Willens. Der Brahmanismus will Umwandlung des Denkens, der Buddhismus Umwandlung des Gefühls, das Christentum Umwandlung des Willens. Weil aber der Mensch ein erkennendes, fühlendes und wollendes Wesen zugleich ist, so ergänzen sich alle drei Religionen. Und da der Wille, der Charakter das Ausschlag Gebende im Wesen des Menschen ist, so nimmt das Christentum die erste Stelle unter den drei Religionen ein. — Auch folgende Beobachtungen zeigen die innere Einheit und andererseits wieder die Ergänzungsbedürftigkeit und -fähigkeit genannter Religionen. Am Eingang des Buddhismus sowie des Christentums stehen zwei große programmatische Predigten, hier die Bergpredigt, dort die Predigt Buddhas in Benares. In diesen Predigten steigen die beiden Religionsstifter in ganz gleicher Weise von der äußeren Erscheinung des Leidens und der Sünde in der Welt empor zu der letzten Quelle alles Bösen und Üblen, der bösen Begierde im Menschenherzen. Es ist nicht genug, sagt Jesus, die äußeren Formen der Sünde, Mord, Ehebruch usw. zu bekämpfen; wollt ihr das Böse wirklich und dauernd zerstören, so muß schon die böse Begierde, der haßerfüllte Gedanke in der Menschenbrust getilgt werden. Und ebenso Buddha: Alles Leben ist Leiden. Und wie komme ich los vom Leiden? Indem ich mich löse von der Begierde nach Leben und Genuß. — Und weiter: Der konsequent denkende Christ müßte eigentlich Monergist sein, d. h. er müßte annehmen, daß Gott alles Gute in und durch uns tut, wir selber aber nichts vermögen; wie es im Philipperbrief (2, 13) heißt: „Gott ist es, der in uns wirkt beides, das Wollen und das Vollbringen, nach seinem Wohlgefallen". Die Kirche hat sich aber nie getraut, diese Lehre konsequent durchzubilden, weil sie fürchtete, damit der Prädestinationslehre zu verfallen, derzufolge unser ganzes Geschick bis ins kleinste und einzelste von Gott vorausbestimmt sei, wir selbst aber willenlos dem Strom des Geschehens übergeben seien. Die indische Religion ist es nach Deußen, die hier den Ausweg zeigt. Gewiß, sagt sie, Gott ist es, der alles tut; aber wer ist dieser Gott? Es ist die Grund- und Urkraft unserer eigenen Seele, unser intelligibles Ich, unsere metaphysische Wesenheit, Atman genannt. So ist freilich Gott der alles Wirkende, und doch sind es zugleich wir selbst.

Prof. Jean Réville aus Paris behandelte das Thema: „L'histoire des religions et l'histoire ecclésiastique." Die Religionsgeschichte ist nicht, wie oft geglaubt wird, eine Konkurrentin und Feindin der Geschichte der christlichen Religion, sondern eine große Hülfe. Schon die alttestamentliche Religion kann gar nicht verstanden werden ohne Kenntnis derjenigen Religionen, die auf sie Einfluß gewonnen haben. Die neutestamentlichen Schriften sind wieder nicht verständlich ohne Kenntnis der jüdischen Religion und der Philosophie, die damals in Alexandria durch eine Verbindung von Gedanken der griechischen Philosophie und der israelitischen Religion entstanden war. Die Entstehung des christlichen Dogmas, der kirchlichen Hierarchie und die Gestaltung des christlichen Gottesdienstes läßt sich nur begreifen unter Berücksichtigung von Einflüssen heidnischer Religionen.

Die Nachwirkungen des Heidentums sind aber keineswegs erschöpft mit dem Siege des Christentums, sie dauern noch im Mittelalter in vielen volkstümlichen Vorstellungen und Gebräuchen und in den Sekten fort. Der Übergang der orientalischen Christenheit zum Islam wird dem Kenner der Religionsgeschichte begreiflicher. In Renaissance und Reformation haben dann wieder Einflüsse des antiken Lebens und Denkens in der Kirche Platz gegriffen. So zeigt die gesamte Kirchengeschichte eine fortgehende Berührung und gegenseitige Beeinflussung von Christentum und von verschiedenen fremden Religionen, und ein wirklich tiefgehendes Verständnis der Kirchengeschichte ist auf keinem Punkte, am allerwenigsten aber im kirchlichen Altertum und Mittelalter, möglich, ohne genaue Kenntnis der betreffenden fremden Religionen. —

Es ist überaus dankenswert, daß Réville, in gleicher Weise ausgezeichnet als protestantischer Theologe wie als Religionshistoriker, so klar und entschieden für die Hereinziehung der Religionsgeschichte in das theologische Studium sich ausgesprochen hat. Bekanntlich hat Harnack im Jahre 1901 in einer Berliner Rektoratsrede („Die Aufgabe der theologischen Fakultäten und die allgemeine Religionsgeschichte") sich dahin geäußert, die theologischen Fakultäten hätten in erster Linie den praktischen Beruf, für den Dienst der Kirche vorzubereiten; auch sei zu fürchten, daß die Beschäftigung des Theologen mit der Religionsgeschichte immer Dilettantismus bleiben müsse; endlich ersetze das Studium des Christentums die Kenntnis aller anderen Religionen, denn in ihm seien die verschiedenen möglichen Erscheinungsformen des Religiösen nahezu erschöpfend zur Darstellung gekommen usw. Das alles verbiete die Einbeziehung des religionshistorischen Studiums in den theologischen Lehrplan oder lasse es wenigstens als leicht entbehrlich erscheinen. Daß diese Anschauungen Harnacks keine durchschlagende Kraft besitzen, ist ihm seit 1901 schon verschiedentlich nachgewiesen worden. Es ist aber freudig zu begrüßen, daß sich auch ein religionsgeschichtlicher Kongreß mit der Frage befaßt, und daß dabei Réville dem großen Kirchenhistoriker auf sein eigenes Gebiet gefolgt ist und gezeigt hat, wie der Betrieb der Kirchengeschichte, ja wie Harnack selbst heute nicht das wäre, was er ist, wenn ihm nicht eine eindringende Kenntnis der Religionsgeschichte dazu verholfen hätte, die verschiedenen Phasen und Erscheinungsformen des Christentums besser, als es bisher möglich war, zu verstehen. Daß Révilles Rede und diejenige von Professor Furrer, auf die wir weiter unten zu reden kommen, in Deutschland an maßgebender Stelle beachtet würden und man etwa gar daran denken sollte, auch bei uns Lehrstühle für allgemeine Religionswissenschaft einzurichten, wie man solche in Holland, England, Frankreich und sogar Italien schon lange besitzt, ist bei der gegenwärtigen geistlichen Atmosphäre in Deutschland natürlich nicht anzunehmen.

Frömmigkeit.

Markus 7, 1—24.

Die Erinnerung an eine der gewaltigsten Jesusreden klingt uns aus diesem Kapitel des Markusevangeliums entgegen. Es ist eine Kampfrede gegen Pharisäer und Schriftgelehrte. Mit rücksichtsloser Schärfe tritt er hier vor seine Feinde. Ihre Frage, warum seine Jünger die altheilige Sitte verachten, „das Brot mit ungewaschenen Händen essen", hält er keiner Antwort wert. Sowie sie ihm nahe kommen, geht er zum Angriff über. Wir sehen ihn fast vor uns, so lebendig wirkt noch heute dies Redefragment: die Stirne gerunzelt, die Hand geballt, mit funkelnden Augen — wie einer der großen Propheten längst vergangener Tage, auf deren einen er sich ausdrücklich beruft. So paßt diese Rede trefflich zu dem Bilde, das gerade Markus von Jesus entwirft. Er zeichnet ihn als den Reformatoren, den Helden voller Eifer, Leidenschaft und Kraft, der furchtlos, frei und groß seinem Ziele entgegenschaut und keine Schonung für die kennt, welche bewußt oder unbewußt aus Führern zu Verführern, aus Hirten Verderber des Volkes geworden sind. Seine Worte sind ein glühender Protest gegen die offizielle Staatsreligion, gegen die Form und Fessel gewordene Gesetzesfrömmigkeit des Pharisäertums. Den „Heuchlern" schleudert er das Jesajawort zu: „Dies Volk ehret mich mit den Lippen, aber ihr Herz ist ferne von mir. Vergeblich aber ists, daß sie mir dienen, dieweil sie lehren solche Lehre, die nichts ist denn Menschengebot." Den Höhepunkt seiner Rede bildet aber die geradezu furchtbare Anklage, daß sie das Volk lehrten, Vater und Mutter zu vernachlässigen, hungern zu lassen, um Gaben für Tempelschmuck und Opfer spenden zu können. Wie gewaltig das gewirkt hat, weil es Wahrheit war, zugleich aber das ganze System der damaligen Frömmigkeit in Grund und Boden verdammte, deutet vielleicht die kurze Bemerkung an, daß Jesus sich über die Grenze zurückzog, sei es, um seinen tiefverletzten Gegnern auszuweichen, sei es, um ihnen und dem Volke Zeit zu lassen, den Eindruck seiner Worte in sich zu verarbeiten.

Beim Lesen dieses Abschnittes drängt sich uns unabweislich der Vergleich mit der Gegenwart auf. Noch immer wirft der Fall Mirbach sein grelles Schlaglicht auf unser modernes offizielles Staatskirchentum. Satz für Satz der Jesusrede kann leider seine Anwendung auf die Gegenwart finden. Und in dem Sinne des Jesajaspruches ertönen von allen Seiten immer lautere, heftigere Anklagen gegen das, was heute, auch innerhalb des Protestantismus, Frömmigkeit und Christentum genannt wird. Und weil — unsäglich traurig zu sehen und zu sagen — es nicht an Verteidigern fehlt nicht nur der Person des Kirchenbausammlers, sondern des ganzen Systems, kann gar nicht scharf und rücksichtslos genug der Stab über diese Afterreligion, über dieses äußerliche Kirchenchristentum gebrochen werden. Selbst die Anklage in Bezug auf das vierte Gebot muß ebenso scharf erhoben werden. Die glänzenden Kirchenbauten, die Millionen verschlingen, stehen in schreiendem Gegensatze zu der Not, der zunehmenden Entkirchlichung, der Christentums- und Religionsfeindschaft unserer Zeit. Laßt uns nicht nur fragen: „Was würde Jesus heute wohl für Worte sprechen?", laßt uns selber frei und ohne Scheu es laut und immer wieder in unser Volk hinausrufen, daß dies Kirchentum das Gegenteil ist von Frömmigkeit, daß durch solch Kirchenbauen nichts anderes getrieben wird als Kirchenzerstören, daß man gewaltsam die Menschen aus der Kirche hinaustreibt und das Christentum in Mißkredit bringt. Wir wollen uns freuen, wenn die Wellen der Entrüstung endlich auch bis dahin branden, wo man scheinbar von der Gefahr noch nichts bemerkt oder nicht bemerken will. —

Aber Jesu Rede hat noch eine Fortsetzung und auch unsere Worte müssen noch eine Fortsetzung haben. Den Pharisäern hatte Jesus nichts mehr zu sagen. Sie mochten entrüstet von dannen ziehen. Sie verstanden ihn nicht und wollten ihn nicht verstehen. Aber das Volk und die Jünger mußten ihn verstehen. Sie sollten fühlen lernen, was Religion ist. Nicht Form, nicht Gesetz, sondern Herzensfrömmigkeit, Innerlichkeit. Darum spricht er zu ihnen das große, prophetische Wort: „Es ist nichts außer dem Menschen, das ihn könnte gemein machen, so es in ihn gehet; sondern das von ihm ausgehet, das ists, das den Menschen gemein macht." Damit ist in der Tat klar und unübertrefflich ausgedrückt, was Religion ist und welches die Früchte sind, an denen man ihre Echtheit erkennt. Aus dem Innern des Menschen wächst die böse Saat, unbekümmert darum, ob der Mensch sich äußerlich reinlich, gebildet und fromm gibt. Und hinter der strengsten Rechtgläubigkeit, hinter dem kirchlichsten Gewande kann sich ein Abgrund von Bösem verbergen. Weil die Kirche das so oft und so gründlich vergessen hat, fällt ihre Frömmigkeit unter Jesu Gericht. Man kann sich beinahe trösten über den schlechten Kirchenbesuch, über die Gleichgültigkeit gegen das Christentum, wenn man die Sache einmal unter diesem Gesichtspunkte ansieht. Man könnte beinahe wünschen, es möchte der ganze übliche Religionsunterricht verschwinden, wenn man ihn, unter dieses Licht gestellt, auf seinen Wert hin betrachtet.

Aber das ist doch nur die eine Seite der Sache. Mit der bloßen Ablehnung des Falschen ists nicht getan. Die, welche gegen die Kirche und das offizielle Christentum oft so überlaut ihre Stimme erheben, vergessen, daß Niederreißen nur dann berechtigt ist, wenn es Raum zum Neubauen schaffen soll. Gewiß fehlt es am ernsten Willen heute nicht. Trotzdem müssen wir auf der Hut sein, daß wir nicht die Kirchenfeindschaft, vor allem nicht die Gleichgültigkeit als Zeichen ernsterer, echterer religiöser Gesinnung hinnehmen.

Oberflächenkultur begegnet uns leider fast überall. Die Erziehung der Jugend in Schule und Haus ist viel zu wenig Innenkultur, Bildung des Herzens und des Charakters, viel zu viel noch bloße Anerziehung von Formen und Wissen. Unsere vielgepriesene Kultur gleicht noch zu sehr dem Firnis über wurmstichigem Holz. Ich fürchte nicht, mißverstanden zu werden, wenn ich sage: Kultur, Erziehung ohne Religion, ohne Herzensbildung ist wertlos, ja schlimmer als das. Hier liegt die große Aufgabe der Zukunft. Hoffentlich kommt bald die Zeit, wo wir den ganzen Reichtum des Wissens und Könnens innerlich verarbeiten, die Zeit der Ruhe, wo wir die Erziehung des Menschen wieder nach dem alten Grundsatze in die Hand nehmen können: non multa, sed multum.[1]) Das Herz, die Gesinnung, die inneren Seelentiefen müssen befruchtet werden. An Stelle des Tieres in Menschengestalt soll der Mensch des Herzens, des Geistes wieder als Ideal vor uns stehen.

Das ist Jesu letzter großer Gedanke hinter all seinen harten, herben Worten. Das soll auch der letzte tiefe Sinn in unserer Arbeit sein. Mag man uns die „Negativen" nennen, uns Friedensstörung und Niederreißen vorwerfen, wir haben ein gutes Gewissen. Wir wollen nur versuchen, die Bahn frei zu machen für die Religion, für die Herzensfrömmigkeit, die Jesus hatte und in sein, Volk pflanzen wollte. Um dafür die Möglichkeit zu schaffen, um den Besten der Menschen den Weg zum Herzen unseres Volkes zu erschließen, dürfen wir uns nicht scheuen, die Axt zu gebrauchen und anzugreifen, selbst auf die Gefahr hin, daß wir unseren Gegnern wehe tun. Am Ende werden auch ihrer manche einsehen lernen, daß uns nichts anderes treibt, als die Liebe zu unserem Volk und zu unserer Kirche. Auch aus Jesu zornflammendem Angesicht, aus seinen lohenden Worten glüht diese große, heilige Liebe hervor. Denn er war fromm, von Herzen fromm und rein. Und seine Gedanken waren groß, sein Wille gut und heilig.

„Große Gedanken und ein reines Herz, das aber ist es, was wir uns von Gott erbitten sollten."

Vegesack. Baars.

[1]) Nicht das Vielerlei, sondern das Viel.

Der Reichstag zu Speyer im Jahre 1529, ein Wendepunkt in der deutschen Geschichte.

Zur Einweihung der Protestationskirche am 31. August.

5.

Der Reichstag von 1525 litt an der Krankheitserscheinung der meisten Reichsversammlungen jener Zeit: an der Unpünktlichkeit und Säumigkeit seiner Mitglieder. Erst am 25. Juni konnte die Tagung vom König Ferdinand in Vertretung seines Bruders Karl eröffnet werden. Wenn die kaiserliche Politik, die günstige Lage benutzend, nun auch mit Entschlossenheit gegen die Neuerer vorgehen und die Befolgung des Wormser Ediktes mit Strenge durchsetzen wollte, so mußten ihre Vertreter, das sah man bald, darauf gefaßt sein, daß sie kein leichtes Spiel haben würden. Zu tief war die neue Lehre in das deutsche Land eingedrungen, als daß sie sich durch kaiserliche Verordnungen und Drohungen hätte beseitigen lassen können. Das konnte jeder Einsichtige wissen, daß es zu einem Aufstande kommen würde, weit größer als der eben niedergeworfene Bauernaufruhr, wenn man dem Volke das Evangelium nehmen wollte. Deutlich ließ Landgraf Philipp dies dem Kaiser mitteilen, und so dachten auch viele andere, die keineswegs wie er auf der Seite der Neuerer standen. So tief waren Luthers Ideen schon ins Volk eingedrungen. Und die Ideen sind es, welche die Weltgeschichte machen. Was bedeutet ihnen gegenüber da die Entschlossenheit eines Mannes, selbst wenn er den Kaisermantel trägt! Das sollten die Vertreter der Politik Karls bald auch wieder einmal erfahren.

Es ist auffallend, daß auf dem Reichstage die Führer unter den Gegnern der Reformation fehlten. Herzog Georg von Sachsen und Kurfürst Joachim von Brandenburg, Heinrich von Braunschweig und die beiden Herzöge von Bayern blieben dem Tage fern. Immerhin waren die Anhänger des Alten in bedeutender Majorität anwesend. Die Proposition, die König Ferdinand am 25. Juni namens des Kaisers den Ständen vorzulegen hatte, verlangte von diesen, sie sollten über Mittel und Wege nachsinnen, „damit christlicher Glaube und wohlhergebrachte christliche Übung und Ordnung bis zu einem freien Konzilium gehandhabt werde.“ Bereitwillig ging der Reichstag auf diese Forderung des Kaisers ein. Man beriet eifrig über die kirchlichen Einrichtungen und ihre Besserung. Aber die Verhandlungen nahmen einen ganz anderen Verlauf, als die Regierung gewollt hatte. Allerdings boten die Eiferer unter den Alten, vor allen natürlich die Geistlichen, alles auf, um den Absichten des Kaisers zum Siege zu verhelfen und die neue Lehre zu unterdrücken. Und Luther hat ihre Absichten und Pläne ganz richtig erkannt, wenn er an 11. August an Michael Stiehel schreibt: „Von dem Reichstag weis ich noch weiter nichts, als daß die Bischöfe sich bemühen, ihre frühere Herrschaft wieder herzustellen.“ Aber im Verlaufe der Beratungen gewannen antiklerikale Tendenzen immer mehr die Oberhand. Zu tief saß doch den Deutschen das Mißtrauen gegen Rom im Blute, als daß sie ohne weiteres den durch römischen Sinn inspirierten Weisungen des Kaisers zu folgen gesonnen waren, selbst wenn sie auch durchaus nicht mit den Neuerern übereinstimmten und mit ihnen zu gehen in der Lage waren. Diese taten alles, um für sich möglichst viel zu erreichen. Denkwürdig war ja dieser Tag von Speyer dadurch, daß auf ihm zum ersten Male deutsche Stände sich offen und offiziell vor dem Deutschen Reich als Anhänger der neuen Lehre bekannten. Wie hatten sich doch die Verhältnisse seit dem Tage von Worms 1521 geändert. Dort hatte Luther allein gestanden. Hier war eine recht respektable Macht deutscher Fürsten, Herren und Städte hinter ihm. Mochten dieselben auch von recht verschiedenen und einander widerstrebenden Interessen geleitet sein, das Bewußtsein der religiösen Zusammengehörigkeit erwies sich bei ihnen als die stärkere und einigende Macht. So traten die Evangelischen mit nachdrücklicher Entschiedenheit auf und dankten ihr große Erfolge. Man hatte von römischer Seite anfangs den Versuch gemacht, die evangelische Predigt auf dem Reichstage zu hindern, aber bald davon absehen müssen. Die Evangelischen ließen sich das Recht nicht nehmen, sich das Wort Gottes von ihren Predigern verkünden zu lassen, die unter wachsendem Zulauf ihre Gottesdienste abhielten. Spalatin und Agrikola hatten den Kurfürsten von Sachsen begleitet und wirkten erfolgreich für ihre Sache. Was Johann um das Wappen in seinem Quartier hatte schreiben lassen: „Gottes Wort bleibet in Ewigkeit“, das war die Überzeugung und die Kraft der Evangelischen auf jenem Reichstage. Lic. Dr. Becker.

Vom Büchertisch.

Predigten von Carl Jatho, Pfarrer in Köln. Nach Stenogramm gedruckt. Dritte Auflage 1904. Köln bei C. Römke & Cie. 491 S. 5 Mark.

Diese Predigtsammlung hat einen in der Predigtliteratur höchst seltenen Erfolg gehabt. Die erste Auflage war nicht im Handel, sondern als Manuskript gedruckt und abgesetzt. Die zweite innerhalb vier Wochen vergriffen; nun ist die dritte da. Die Kölner liberalen Kreise wissen ja schon lange, was sie an ihrem Pfarrer Jatho haben, dem einzigen liberalen Pfarrer, der auf den Kölner Kanzeln steht — bei der letzten Pfarrwahl 1902 wählte die orthodoxe Mehrheit gleich drei Orthodoxe auf einmal; daher in Köln selbst der Absatz der Predigten ein ganz enormer war. Sehr zu begrüßen ist es aber, daß ein Mann wie Jatho durch diese gedruckten Predigten nun auch weithin zu einer großen Lesergemeinde sprechen kann. Wie der Mann selbst, so sind naturgemäß auch seine Predigten voll Geist und Leben. Es sind *lange* Predigten von 12—18 Druckseiten. Aber sie sind alle im besten Sinne interessant und halten bis zuletzt fest, zum Weiterarbeiten und Weiterdenken zwingend; ja, ihr Gedanken- und Stoffmaterial ist so reich, daß man beim Lesen fast den Eindruck gewinnt, nur bei der Lektüre, die es erlaubt, hier und da sinnend zu verweilen und einen Abschnitt noch einmal zu wiederholen, ist es möglich, all das Gute, Schöne und Ernste dieser Reden in sich aufzunehmen und zu verdauen. Beim Hören muß vieles verloren gehen; das ist auch so, nur bietet dann die lebendige Persönlichkeit des Redners reichen Ersatz für verlorene Einzelheiten und dient mächtig dazu, den Eindruck der Worte zu verstärken.

Den Verfasser beherrscht ein schöner christlicher Optimismus. Keine schwächlichen Klagen über den bösen Zeitgeist, sondern ein froher und starker Glaube an den heiligen Geist Gottes, der trotzdem und alledem siegreich durch die Menschheit geht und weht. Alle Bildungselemente stehen ihm zur Verfügung; er ist ein sehr genauer Kenner unserer klassischen und modernen Literatur, des Griechen- und Römertums und weiß reichlich daraus zu zitieren, das Christentum zu einem schönen Bunde mit dem Humanismus vermählend. Der theologische Standpunkt ist ein ehrlicher Liberalismus. Jesus ist völlig der Menschheit zurückgegeben, die von Gott dazu bestimmt ist, sich zu verklären in das Bild dieses ihres und seines besten Sohnes. Die Kirchenlehre von der stellvertretenden Genugtuung für die Sünden der Menschen, Gott dargebracht durch den Tod Jesu, wird deutlich abgewiesen. „Einige meinen, daß dieser Tod für Gott eine Notwendigkeit gewesen sei. Ohne den Tod Jesus, der sich als der Unschuldige für die Schuldigen geopfert habe, könne Gott der Menschheit nicht gnädig sein und sein Zorn nicht abgewandt werden. Dieser Tod habe also in dem Verhalten Gottes zur Menschheit einen Wechsel herbeigeführt, habe Gott gleichsam umgestimmt. Das heißt aber nicht christlich, sondern jüdisch von Gott denken. Damit wird Gott unter das von Jesus verworfene Wort gestellt: Auge um Auge, Zahn um Zahn! Das Unrecht muß durch Opfer gut gemacht werden, ein solches Opfer wird hier nicht als freie sittliche Tat gefaßt, sondern als juristische Notwendigkeit, als Forderung des Rechtes. . . . Jesus steht ihr fern. . . . Bei Gott ist nach Jesu Meinung keine Umstimmung nötig. Gott ist auch vor Jesu Tod schon der Gütige, Väterliche, Treue. . . . Schuldgefühl und Reue genügen ihm, darüber hinaus erwartet er keine Genugtuung mehr, am allerwenigsten das Opfer eines Unbeteiligten.“ (S. 138/9, 2. Aufl.) Im übrigen weiß Jatho stets so viel „Positives“ zu geben, daß der altbeliebte Vorwurf, der Liberalismus könne den Leuten nur nehmen, aber nichts geben, hier wieder einmal glänzend widerlegt ist. Bekanntlich ist aber die liberale Predigtliteratur noch eine sehr dürftige, nicht nur ihrem Umfang, sondern auch ihrem Inhalt nach. Die meisten mit Hall und Schall von unserer Seite angezeigten Predigtsammlungen haben in unseren eigenen Reihen starke Enttäuschung bereitet. Hier ist einmal etwas Gutes und sogar sehr Gutes. L. R.

D. Joh. Georg Dreydorff. *Römisches Christentum.* In Briefen an eine Freundin. Leipzig. H. Haessel, Verlag, 1904. *M.* 0,60.

Unser Mitarbeiter hat die im Anfang des Jahres in unserm Blatt erschienenen Aufsätze in einer Broschüre zusammengefaßt. Sie bedarf vor unsern Lesern keiner Empfehlung. Sie eignet sich aber vorzüglich 1) für Protestanten, die die römische Kirche nicht kennen, und darum für sie schwärmen, 2) für Römische, die gern von Rom los möchten. Sie kann auf beide Arten von Menschen befreiend und klärend wirken und ist in unserer Zeit römischer Herrschaft unter dem Schafspelz der Toleranz als Weckruf herzlich zu begrüßen. Alfr. Fischer.

Herausgeber: Pastor R. Emde (verantwortlich), Bremen, Kirchbachstraße 7, und Prediger D. M. Fischer, Berlin NO 18, Weberstraße 56/57.
Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.

Protestantenblatt

Beilage Nr. 39.

Bremen
Berlin.

24. September 1904.

Zur kirchlichen Zeitgeschichte.

Inhalt: Kirche und Sozialdemokratie. — Thesen für den Berliner Protestantentag. 2. Religiöse Diskussionsabende. (D. Eduard Grimm.) — Noch ein Wort zum Fall Mirbach. — VI. Internationaler Alt-Katholikenkongreß 1. bis 4. September in Olten. — Eingesandt. — Nachrichten. — Vereine und Versammlungen. — Mitteilung.

Kirche und Sozialdemokratie.

Zur Verhandlung in der III. Sektion des Protestantenvereins am 5. Oktober, 4 Uhr, in Berlin liegen uns keine Thesen und kein Artikel vor. So seien die folgenden Sätze aus den Verhandlungen des XI. Protestantentages in Hildesheim 1878, die sich schon damals mit dieser Frage beschäftigten, hier wiedergegeben. Daß er die soziale Frage ignoriere, hat man dem Protestantenverein vorgeworfen — ehe die, die diesen Vorwurf erheben, daran dachten, hat er sie 1878 behandelt. Daß er nicht schleunigst alles andere liegen ließ, ja, daß er meint, daß neben der sozialen Frage auch die religiöse eine ernste Rolle spielt, werden ihm nicht alle verdenken. Vielleicht hat er sogar darin recht, daß auf die Dauer die religiöse Frage wichtiger ist als die soziale, womit das Recht, die letztere zu vernachlässigen, nicht behauptet werden soll.

I.

Der Klassenkampf, der uns von unten her angekündigt und eröffnet worden ist, darf nun, nach vollbrachter und bevorstehender Niederschlagung der den Umsturz planenden Agitation (1878) nicht von oben her fortgesetzt werden. — Wir müssen sorgfältig unterscheiden zwischen der Sozialdemokratie und dem Arbeiterstande und indem jene bekämpft wird, uns sorgfältig hüten, die Freiheit und Gleichberechtigung des letzteren wieder in Frage zu stellen. Es ist an uns, Brücken zu schlagen über die Kluft, welche zwischen Bürgertum und Arbeiterstand aufgerissen ist. — — Beide leben ja leider geistig in ganz verschiedenen Welten. Diese auseinanderstrebenden Stimmungen müssen zusammengebracht und ausgeglichen werden, wenn praktische Sozialreform im Großen wie im Kleinen den Boden finden soll, auf welchem sie haften kann. — — Man muß nur nicht wähnen, dieses Feld könne von oben herunter mit einigen wenigen Befehlen aus unwidersprechlichem Munde an Hunderttausende von willenlosen Arbeitern bestellt werden. —

Wie aber soll die Kirche ihre soziale Sendung erfüllen? Auf den Wegen der Inneren Mission? — — Aber alles, was hierherschlägt, löst doch die sogenannte soziale Frage nicht, ja liefert zu ihrer Lösung kaum einen erheblichen Beitrag. Es ist Armenpflege in besonderer Gestalt, Hebung schon ausgebrochener äußerster Notstände physischer oder moralischer Art, womit den Bedürfnissen sich selbsterhaltender Arbeiter kein Genüge geschieht. In diesem aber steckt doch, was wir im spezifischen Sinne die soziale Frage nennen. Die Kirche kann zur Schlichtung unserer sozialen Wirren nicht anders beitragen als durch eine entsprechende persönliche Wirksamkeit ihrer Glieder und vor allem ihrer berufenen Amtsträger, der Geistlichen. Dann muß sie, wenn neue schwere Aufgaben an sie herantreten, auch von neuem prüfen, ob ihre amtlichen Diener entsprechend ausgerüstet seien für Predigt und Seelsorge. — — Jetzt, wo die sozialpolitische Bewegung in hohen Wogen geht und dieselben bis ins letzte Dorf hineintreibt, sollte der angehende Theologe wohl etwas besser als bisher befähigt werden, seinen gläubigen Hörern auch die Rätsel des Erwerbslebens zu deuten. — — Das theologische Studium müßte den Kandidaten des Predigtamtes eine genügende Einsicht in den Bau und die Funktionen des Gesellschaftskörpers mitgeben.

Der Beistand der Kirche ist nötig, um in den geschäftlichen und sonstigen Beziehungen des Bürgertums zum Arbeiterstande die Entwicklung in friedlich fortschreitendem Flusse zu erhalten, gefahrdrohende Stockung zu verhüten. Hier also sei der einsichtsvolle Geistliche Helfer. Er kann anregen, ermuntern, mahnen, tadeln, strafen, unter Umständen mittun — nicht im Streben nach kirchlicher oder gar kirchenparteiischer Eroberung, sondern durch Aufbietung seines natürlichen, willig gewährten Einflusses. — — In einzelnen Fällen ist es ja immerhin denkbar, daß die Kirchengemeinde selbst Hand anlegt; aber es wird Ausnahme bleiben. Regel hingegen muß es werden, daß ihre Glieder sich nicht fern halten, gerade sie, die Träger des reinsten und glühendsten praktischen Idealismus.

Redakteur Lammers-Bremen.

II.

Es ist ein Ton der Verwerfung über die Ausschreitungen der Sozialdemokratie durch alle Worte hindurch gedrungen, und wer sein eigen Vaterland lieb hat, der begreift diesen Ton. Aber Sie werden mir nicht zürnen, wenn ich frage, ob es nicht möglich ist, eine Verständigung auch mit dieser Partei anzubahnen, welche jetzt (1878) fast allgemein als der niederzuschmetternde Gegner bezeichnet wird. Ich will mich auf keine Kritik sozialpolitischer Zustände einlassen, aber die Frage werden Sie gestatten, ob nicht dieser gewaltigen Bewegung, die Hunderttausende ergriffen hat, ein Zeitbedürfnis zu Grunde liegt? Es ist ja eine Verirrung, wenn diese Partei alles soziale Elend aus dem bösen Willen der Besitzenden und Gewalthaber herzuleiten glaubt, wenn sie ihr Ideal der Zukunft auf die Trümmer alles Bestehenden gründen will; aber woher kommt die Erscheinung, daß nicht nur die Arbeiterklassen, die durch ihre Organisation leicht unter das Kommando ihres Führers geraten, von diesen Gesinnungen angesteckt sind, sondern auch der Bürger- und selbst der konservative Bauernstand? Vielleicht liegt die Befürchtung in den Massen, daß die Entwickelung, welche die moderne Arbeit durch ihren Betrieb mit Maschinen und Großkapital genommen hat, zu stets fortschreitender Differenzierung zwischen Reich und Arm führen müsse und daß dadurch der Mittelstand zerrieben werde. — — — Ich begreife es, wenn ein Prediger des Evangeliums tief gekränkt ist durch den Hohn, der aus diesen Kreisen uns entgegengeschleudert wird; aber auch Sie werden begreifen, wenn ein anderer Prediger des Evangeliums daran erinnert, daß auch jene Liebe, die dem verlorenen Sohne nachgeht und ihm die Tore des Vaterhauses offen erhält, eines Christen und eines Protestanten würdig ist. Über die Mittel zur Verständigung noch einige Worte. Das Beste was wir auch für die sozialen Zustände tun können, ist, daß wir unserem Volke seinen Gottesglauben zu erhalten suchen. Aber soll das gelingen, so müssen wir vor allen Dingen in der Gegenwart fest und treu einstehen für die geistige Freiheit, für die Rede- und Preßfreiheit. Aber außer der Freiheit dürfen wir auch der Gemeinschaft, der Liebe nicht vergessen. — — Ferner müssen wir uns den Arbeiterklassen gegenüber auf einen ganz neuen Boden, auf den Fuß völliger Gleichberechtigung stellen. Die Zeiten, wo durch patriarchalische Fürsorge für die unteren Stände etwas erreicht werden konnte, sind wohl allerorten vorbei. — — Unsere größte Aufgabe ist nicht die, die Kämpfenden und Ringenden zusammenbrechen zu lassen, und wenn sie am Boden liegen aufzurichten, sondern sie zu bewahren, damit sie nicht sinken und zusammenbrechen müssen.

Pfarrer Kambli (Schweiz).
Auf dem XI. Protestantentag
in Hildelsheim 1878.

Thesen für den Berliner Protestantentag.

2. Religiöse Diskussionsabende. (D. Eduard Grimm.)

1. Die Unkenntnis, Unsicherheit und Zerfahrenheit unserer Zeit in religiösen Dingen und das wachsende Bedürfnis nach religiöser Belehrung machen besondere Einrichtungen nötig. Als solche sind in erster Linie kirchliche Unterrichts- oder Fortbildungskurse für Erwachsene anzusehen, in denen alle für das religiöse, sittliche und kirchliche Leben in Betracht kommenden Gebiete behandelt, und wobei zugleich auf die Wünsche und Bedürfnisse des Einzelnen in mannigfacher Weise Rücksicht genommen werden kann. Als Ersatz, wo diese nicht möglich sind, und als Ergänzung, wo sie bestehen, empfehlen sich freie Besprechungen, in denen vor allem darauf zu halten ist, daß jeder Gelegenheit habe, mit seinen Zweifeln und Fragen herauszukommen: sog. Diskussionsabende oder Diskussionsstunden.

2. Den Diskussionen kann mehr ein öffentlicher oder mehr ein privater Charakter gegeben werden. Wächst die Teilnehmerzahl in die Hunderte, so werden mehr Religionsgespräche daraus, bei denen einige Wenige das Wort führen. Derartige Veranstaltungen sind geeignet, Aufsehen zu erwecken und die allgemeine Aufmerksamkeit auf die behandelten Fragen zu lenken; aber sie führen mehr in die Breite als in die Tiefe und dienen wenig oder gar nicht dazu, dem Einzelnen in seinem persönlichen Anliegen zu Hülfe zu kommen. Ist der persönliche Gewinn in kleinerem Kreise stärker, so ist doch der Kreis auch nicht zu eng zu halten, damit sich schließlich nicht auch der Gesichtskreis verengert und der Fluß der Gedanken ins Stocken gerät.

3. Soll die Diskussion die Teilnehmer befriedigen, so ist auf die Grundabsicht zu achten, ob das Gewicht mehr darauf gelegt wird, die Religion anderen Lebensanschauungen gegenüber zu rechtfertigen, oder aber darauf, den Religiösgesinnten in ihren eigenen inneren Anliegen zu Hülfe zu kommen. Um die intimeren Fragen des religiösen Lebens in befriedigender Weise zu besprechen, ist eine gewisse Gemeinsamkeit in den Grundanschauungen unerläßlich.

4. Es empfiehlt sich, über das zu behandelnde Thema sich jedesmal vorher zu verständigen und die Verhandlungen mit einem kleinen Referat, das die maßgebenden Gesichtspunkte kurz zusammenstellt, einzuleiten. Damit sind möglichst Laien zu betrauen. Es ist wünschenswert, daß von den Anwesenden stets mehrere mit dem Gegenstande gründlich vertraut sind. Im Mittelpunkte aber sollen die Fragenden stehen, und jene sollen sich mehr begnügen, Auskunft zu erteilen.

5. Wie ist der Laie zum Reden zu bringen? Durch das Beispiel von Offenheit und Geradheit, das ihm andere mit dem Wort vertraute Laien geben, durch das Interesse, das die Verhandlungen in ihm entzünden, durch das Gefühl der Geistesverwandtschaft, das man in diesem Kreise jedem aufrichtigen Wahrheitssucher entgegenbringt, und durch die Wahrnehmung, daß weder unbeholfene Äußerungen bespöttelt noch abweichende Meinungen verketzert, und daß auch lebhafter Widerspruch nicht übel genommen wird. Da aber nicht jeder sich zu freier Rede entschließen kann, besonders am Anfang nicht, so sind auch schriftliche Anfragen, mit oder ohne Namen, zuzulassen, und ebenso kurze schriftliche Äußerungen, die sich mit dem in Frage stehenden Gegenstand beschäftigen.

6. Die Diskussionen dienen nicht nur dem suchenden Laien, sondern ebenso sehr dem Geistlichen. Dieser wird oft auch sachlich von dem Laien lernen können. Vor allem aber wird er hier lernen können, wie der Laie in Wirklichkeit denkt, welche Probleme ihn bewegen, und wie man sprechen muß, um von ihm verstanden zu werden.

Noch ein Wort zum Fall Mirbach.

Man schreibt uns:

Der Freiherr v. Mirbach ist der Vermögensverwaltung der Kaiserin enthoben worden und hat seine Stellung in den verschiedenen kirchlichen und gemeinnützigen Vereinen, in denen er die treibende Kraft war, niedergelegt. Ob er Oberhofmeister der Kaiserin bleibt oder nicht, hat für die Allgemeinheit kein sonderliches Interesse. Die Hauptsache war, daß sein öffentlicher Einfluß gebrochen wurde, und das ist erreicht worden. Vergeblich haben eine Reihe von kirchlichen Würdenträgern und hervorragenden Persönlichkeiten verschiedener Berufe, darunter Namen von bestem Klange, ihn durch Erklärungen zu seinen Gunsten noch in letzter Stunde zu retten gesucht. Der Sturm einer weitverbreiteten Entrüstung hat den Mann, der sich so sicher wähnte, hinweggefegt. Es ist gut so. Aber nachdem nun auch Herr von Mirbach hat erfahren müssen, daß aller Zeiten Gunst wandelbar ist, und eine gefallene Größe bedeutet, ist es angezeigt, die so viel erörterte Angelegenheit unbefangen zu prüfen, um zu einem gerechten Urteil über ihn und sein System zu gelangen. Daß Herrn von Mirbach bei seinen Sammlungen niemand persönliche Beweggründe zugetraut hat, darf als selbstverständlich vorausgeschickt werden. Die Angriffe richteten sich nur gegen die von ihm befolgte Methode, die erforderlichen Summen zusammenzubringen durch einen starken, zum Teil mit Hülfe der Behörden geübten Druck oder durch die Lockmittel von Auszeichnungen von höchster Stelle in der Form von Orden und Titeln. Dieses System ist vom christlichen Standpunkte aus verwerflich. Aber zur Steuer der Wahrheit muß gesagt werden, daß Herr von Mirbach dieses System nicht erfunden hat, er hat es nur besonders nachdrücklich gehandhabt und sich wiederholt bei Persönlichkeiten, die er für Auszeichnungen vorschlug, bedenklich vergriffen. Die Art, wie er seine Sammlungen betrieben hat, ist von den verschiedensten Seiten scharf verurteilt worden. — Aber läßt es sich nicht wenigstens verstehen, daß eine christlich gesinnte Persönlichkeit auf diese Art verfallen und sich mit ihr befreunden konnte? Die allgemeinen und die kirchlichen Notstände sind heutzutage groß. Wer frommen Sinn und warmes Herz besitzt, wünscht dringend in vielen Dingen Abhülfe. Dazu bedarf es aber ansehnlicher Opfer. Herr von Mirbach hat unstreitig das Verdienst, sehr beträchtliche Mittel flüssig gemacht zu haben. Die Frage liegt nahe, ob diese Summen ohne die von ihm angewandte Methode zusammengekommen wären. Wie viele, die der Not gehorchend oder mit Hoffnung sich schmeichelnd große Beiträge zeichneten, würden die Aufrufe in den Papierkorb geworfen oder mit mäßigen Gaben bedacht haben, wenn nur an ihren kirchlichen oder menschenfreundlichen Sinn appelliert worden wäre! Um der „Herzenshärtigkeit" der Menschen willen konnte es geschehen, daß ein Mann, wie Herr von Mirbach, zu dem vielbeklagten System griff. Der Grundsatz, daß der Zweck das Mittel heiligt, darf gewiß unter uns nicht um sich greifen. Aber diejenigen, die sich über das System Mirbach entrüsten, sollen nun auch zeigen, daß ihr Glaube und ihre Liebe soweit gereift sind, daß sie ohne gezwungen zu werden oder für sich etwas zu begehren, gern und reichlich geben, lediglich aus Dankbarkeit gegen Gott und aus dem Geiste Jesu Christi heraus.

VI. Internationaler Alt-Katholikenkongreß 1. bis 4. September in Olten.

Der erste Kongreßtag (Freitag) wurde eröffnet durch ein feierliches Pontifikalamt, welches Herr Bischof Dr. Ed. Herzog zelebrierte, umgeben vom altkatholischen Episkopat und Vertretern der altkatholischen Geistlichkeit. Die Predigt hielt der Ortspfarrer, Herr Emil Meier und der Gottesdienst

wurde verschönert durch den christkatholischen Kirchenchor und mächtigen Gemeindegesang.

Die erste Kongreßsitzung im schönen und geräumigen und prächtig dekorierten Konzertsaal der Ersparniskassa Olten eröffnete der Präsident des schweizerischen Synodalrates, Herr Redaktor Professor Peter Dietschi von Olten. Er erinnerte an die Bedeutung des Kongresses, gedachte des letzten Luzerner Kongresses und der seither Verstorbenen (Regierungsrat Wülffing aus Köln, Regierungsrat Philippi von Basel, Dr. Weibel aus Luzern usw.) und wünschte den Arbeiten des Kongresses Gottes Segen. Das Bureau wurde bestellt aus den Herren Redaktor Dietschi von Olten, langjährigem Präsidenten des schweizerischen Synodalrates als Präsident, Fröhlich, Alt-Synodalrat von Zürich, und Justizrat Dr. Schultz aus Hagen (Westfalen) als Vizepräsidenten, und Dr. Kaiser, Oberrichter Solothurn, Pfarrer Kreuzer, Kempten, Pfarrer Stocker, Möhlin und Pfarrer Richterich, Schönenwerd als Sekretäre.

Das erste Referat hielt, von Beifall empfangen, Herr Professor Dr. Friederich aus München, über die kirchlichen und kirchenpolitischen Zustände in Deutschland. Der Referent weist hin auf die fortschreitende Romanisierung der katholischen Kirche, insbesondere seit dem Vatikanum, die zunehmende konfessionelle Zerrissenheit im Deutschen Reiche und die Pflege abergläubischer Kulte. Die Romanisierung Deutschlands ist durch Jahrhunderte vorbereitet seit den Zeiten des Bonifatius und gerade die Deutschen trugen das römische Joch am willigsten, wie die deutschen Bischöfe nach dem Vatikanum sich rasch unterwarfen und die Mehrheit des Volkes sich willig oder willenlos beugte, und der Zentrumspartei Triumph über Triumph bereitete (Aufhebung des § 2 des Jesuitengesetzes, die kaiserlichen Ulanen in Rom, der Einfluß Roms auf die deutsche innere Politik usw.). Aber auch in allen anderen Ländern ist zumeist die kirchenpolitische Lage eine düstere und reaktionäre, und vorläufig ist eine Besserung wegen des Entgegenkommens der Regierungen nicht abzusehen. Die Folgen waren ein Rückgang der Wissenschaft, eine Unterdrückung aller Freiheit, und der Regensburger Katholikentag hat dazu wieder einen Anlauf genommen. Allen diesen Bestrebungen gegenüber ist der Altkatholizismus ein lebendiger Protest; und auch das deutsche Volk wird einst wieder erwachen.

Das zweite Referat hielt Professor Dr. Woker aus Bern über die Umbildung der römisch-katholischen Kirche zu einer politischen Institution. Die beliebte Unterscheidung zwischen religiösem und politisch-römischem Katholizismus ist eine müssige. Das römische Christentum ist im Gegenteil wesentlich politisch geworden. Wie das gekommen, wies der Redner in scharfer und schlagender Weise nach (Anerkennung des Christentums als Staatskirche durch Konstantin, die Entstehung des Kirchenstaates, die Schwächung der oströmischen Kaisermacht, die Fälschung der Konstantinschen Schenkung, die Pseudo-Isidorianischen Dekretalen, das mittelalterliche Papstrecht). Diesem politischen System ist der römische Katholizismus rettungslos unterworfen, wie gerade in der Gegenwart die Forderungen des Regensburger Katholikentages.

Eingesandt.

Gestatten Sie mir zu dem letzten Teil der Entgegnung in Nr. 36 unter der Überschrift „Zur Frauenfrage" noch eine Bemerkung.

Rev. Shaw hat allerdings den Ausdruck „to persuade" gebraucht, der der Verfasserin soviel Anstoß erregt hat. Ich hätte es vielleicht besser mit „überzeugen" wiedergegeben. Daß es auch so anfechtbar bleibt, will ich gern zugeben.

Zweitens schreibt die Verfasserin: „Gewiß soll sich der Geistliche auf dem Gebiete der inneren Mission kräftig betätigen, aber er soll nicht Mädchen für alles werden. — Ich habe ausdrücklich das nur als eine Seite des kirchlichen Amts bezeichnet. — Wundern aber muß ich mich darüber, daß dieses „Mädchen für alles" die Frau werden soll. Wenn sie in allen anderen Berufen selbständig arbeitet, warum hier nur als „Helferin" des Geistlichen? Mir scheint das unevangelisch.

Darf ich endlich für die positiven Ausführungen der Verfasserin über den Beruf des Geistlichen ihr meinen herzlichen Dank aussprechen. L. Stöcker.

Nachrichten.

Allgemeines.

Das „Deutsche Adelsblatt" schien jahrelang dem Katholizismus wohlgesinnt zu sein. Jetzt wankt die Freundschaft. Das Blatt bemängelt am Katholikentag seine Bedeutungslosigkeit, Unmäßigkeit und, was das Schlimmste ist, seine Energielosigkeit gegen die Sozialdemokratie. War sich die Redaktion klar über diese Schwenkung? Vielleicht hat der Instinkt entschieden: Die katholische Kirche ist freilich kein dauerndes Bollwerk gegen die Sozialdemokratie, für die Vorrechte des Adels. Die katholische Kirche will zunächst selbst existieren. Was ihrer Existenz und Macht förderlich ist, wird ihr sympathisch, gleichviel ob Adel, Sozialdemokratie, Monarchie oder Republik, und um ihres eigenen Daseins willen fördert sie oder bekämpft sie alle anderen Daseinsformen. In Deutschland sind die Interessen im Begriff sich zu verschieben. Eine Kirche, die Macht gewinnen will, braucht die Unterstützung der Masse, muß also sozial sein und darf die Sozialdemokratie nicht unbedingt bekämpfen, wenn es auch auf dem Programm stände. Man beachte nur in Zukunft das Verhalten der katholischen Kirche etwa zu den sozialen Forderungen der Gewerkschaften im Westen Deutschlands. Je mehr sie an Zugkraft unter den Arbeitern verliert, um so mehr Zugeständnisse macht sie.

Die Achtung der Religion. Dem eben verstorbenen jüdischen Justizrat Staub soll die Stelle eines Reichsgerichtsrates oder eine Universitätsprofessur in Aussicht gestellt worden sein, wenn er sich zur christlichen Taufe bereit erklärt hätte. „Merkwürdig, wie tief die Bekenner des christlichen Staates von der Religion denken, daß man religiösen Männern solche Prostitution zumutet", — sagt der „Vorwärts" (7. Sept.) Wir stimmen dem bei. Man mag zu dem Judentum stehen wie man will, die Religion als Handelsobjekt für eine wissenschaftliche Laufbahn zu machen, müssen wir jedenfalls ablehnen. Die Achtung des mosaischen Gesetzes und die Bewunderung der prophetischen Religion haben wir mit den Juden gemein. Und diese teilen mit uns zumeist den Respekt vor dem Evangelium Jesu. Können wir uns darüber hinaus nicht näher kommen aus Gründen der persönlichen Religion und Rasse, so mögen wir es bedauern. Aber eine christliche Regierung wie jeder Privatmann sollte sich schämen, irgend welchen Vorzug des Juden sich nutzbar zu machen, um den billigen Preis der Taufe, die dann beiden Teilen helfen soll. Und selbst wer aus religiösen Gründen „zu keiner Religion" gehört oder die Zugehörigkeit zu dieser oder jener Religionsgemeinschaft als Nebensächlichkeit ansieht, wird doch nicht nach Belieben das Kleid wechseln. Er dürfte sonst bei den Besten unter uns die Achtung verlieren, wie vor sich selber.

Vereine und Versammlungen.

Evangelischer Bund.

P.-A. Für die XVIII. Generalversammlung des Evangelischen Bundes zu Dresden vom 3. bis 6. Oktober d. Js. ist folgende Tagesordnung aufgestellt. Montag, 3. Oktbr., 11 bis 7½ Uhr nachmittags: Verhandlungen. 8 Uhr abends: Begrüßungsversammlung im großen Saale des evangelischen Vereinshauses. — Dienstag,

4. Oktober, vormittags: Verhandlungen und Diaspora-Anstalten-Konferenz. 5½ Uhr: Festgottesdienste: 1. in der Kreuzkirche. Predigt Superintendent D. Meyer-Zwickau; 2. in der Dreikönigskirche. Predigt Pastor Körber-Waldheim. 8 Uhr abends: Öffentliche Abendversammlungen des Evangelischen Bundes und der evangelischen Bürgerschaft 1. im großen Saale des Vereinshauses. Vorträge: Prof. D. Tschackert-Göttingen: „Das echte Lutherbild"; Vikar Monsky-Krems: „Der religiöse Gehalt der evangelischen Bewegung in Österreich"; 2. im Saale des Gewerbehauses (Ostra-Allee 13). Vorträge: Professor Dr. A. Böthlingk-Karlsruhe: „Römisch-päpstliches oder deutsches Recht?"; Oberpfarrer Dr. Kölbsch: Ansprache; 3. im Saale von Hammers Hotel (Dresden-A., Augsburgerstraße 7). Vorträge: Pfarrer Lic. Everling-Krefeld: „Konfessionelle Friedensstimmen und evangelische Bundesarbeit"; Vikar Klein: Turner Chronik, Kriegs- und Friedensbilder aus der evangelischen Bewegung in Österreich. — Mittwoch, 5. Oktober, 8 Uhr vormittags: Spezialkonferenzen. 10 Uhr: Öffentliche Hauptversammlung im großen Saale des Vereinshauses. Eröffnung durch den Vorsitzenden des Evangelischen Bundes. Vortrag von Prof. D. Kirn-Leipzig: „Beruf und Kraft der Kirche des Evangeliums". 2½ Uhr: Festmahl. 8 Uhr: Öffentliche Abendversammlungen 1. im großen Saale des Vereinshauses. Vorträge: Superintendent D. Meyer-Zwickau i. S.: „Religiöse Unklarheit als Bundesgenosse Roms"; Pfarrer Hammer-Graudenz: „Der Kampf in der deutschen Ostmark"; 2. im Saale des Linckeschen Bades (Dresden-Neustadt, Schillerstr. 4). Vorträge: Professor Dr. Trommershausen-Frankfurt a. M.: „Protestantische Erziehung"; Rechtsanwalt Dr. Eisenkolb-Aussig: „Gruß vom Deutsch-evangelischen Bunde Österreichs".

Alle diese Versammlungen sind ausschließlich für Evangelische bestimmt. — Bestellungen von Wohnungen sind bis spätestens 25. September an die Geschäftsstelle des Evangelischen Bundes in Dresden, Wallstraße 6 (Justus Naumann) zu richten. Eine Anzahl unentgeltlicher Privatwohnungen ist in Aussicht genommen.

Mitteilung.

Beim Berliner Protestantentag wird am Donnerstag, den 6. Oktober, früh ½9 Uhr, in einem Zimmer der Royal York eine Versammlung der Mitarbeiter und Freunde des Protestantenblattes stattfinden mit dem Thema: „Was tut unserm Blatte not?" Wer die Thesen (sie erscheinen am 25. Sept.) für diese Verhandlung wünscht, fordere sie von Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstr. 7. Die Verhandlungen sind vertraulich. R. Emde. D. Max Fischer.

Der Vorstand des Deutschen Protestantenvereins bittet uns, mitzuteilen, daß auf die Tagesordnung der Delegiertenversammlung zu setzen ist: Wahl des nächsten Vororts.

Anträge für die Delegiertenversammlung erbittet der Vorstand bis zum 29. September an die Adresse seines Schriftführers, des Herrn Pfarrer E. Mayer in Kaiserslautern.

Höchste Auszeichnungen.
Emmer-Pianinos.
Flügel-Harmoniums.
Fabrik Berlin C 89, Seydelstr. 20.
Günstigste Zahlungsbedingungen.
Preisbuch gratis.

Vorbereitung
für das Freiwilligen-, Fähnrich-, Primaner- und Abiturienten-Examen rasch, sicher, billigst.
Dresden N. 8. Moesta, Direktor.

Sachsen-Altenburg.
Technikum Altenburg
Maschinenbau. Elektrotechnik
Programm kostenfrei.
Lehrwerkstätte

Soeben erschienen:
Die Lehre vom Sohne Gottes.
Von Pfarrer **Altherr**, Basel.
Preis 1 Mk.
Die Schrift verdankt ihre Entstehung einem Preisausschreiben der Ludwigsstiftung, deren Kuratorium eine populäre Darlegung der Lehre vom Sohne Gottes in den verschiedenen Religionen verlangte. Pfarrer Altherr, Basel, ein angesehener Schriftsteller auf religiösem Gebiet, gewann mit der vorliegenden Schrift den Preis.
Bestellungen nehmen sämtliche Buchhandlungen, sowie der unterzeichnete Verlag entgegen.
Carl Schünemann, Bremen.

Friedr. Schleiermacher, Predigten
über das Evangelium Marci und den Brief Pauli an die Colosser, herausgegeben von Fr. Zabel. 2 Bände gr. 8°, 850 Seiten, auf weißem, guten Druckpapier. Berlin 1835. Beide Bände in einem Bande, broschiert, tadellose Exemplare.
Ladenpreis statt M. 11.— jetzt M. 4.50.
Verlag von F. A. Herbig, Berlin W. 35.
Auch durch jede Buchhandlung zu beziehen.

Bestellen Sie sofort bei Ihrem Buchhändler:
D. Fr. Naumann
Demokratie u. Kaisertum
3. **völlig neu** bearbeitete Auflage (8. bis 14. Tausend)
br. Mk. 1.20, gbd. Mk. 2.
Verlag der „Hilfe", Berlin-Schöneberg.
Der bekannte, von Freund und Feind hochgeachtete politische Denker behandelt in glänzend stilisierter Darstellung die brennenden Fragen der inneren und äußeren Politik. Das Werk ist ein **unentbehrliches politisches Bildungsmittel** für jeden Deutschen, der eine kraftvolle und kluge vaterländische Politik wünscht.

S. Roeder's Bremer Börsenfeder.

Anerkannt beste Schreibfeder.
Ueberall zu haben; jedoch nur echt mit dem Namen: **Roeder.**

Dr. O. Beeck,
Phantasie und Religion.
Bremen, M. Nössler.
81 S. **Mk. 0.80.**
„In besonnener und freimütiger Weise erläutert der Verfasser den Einfluß der Phantasie auf Mythos und Religion." (Alfred Biese in der „Deutschen Literaturzeitung".)

Junger Glaube
Eine Sammlung von Kinder- und Jugendpredigten
herausgegeben von
Pastor R. Emde
Preis brosch. M. 1.25, geb. M. 2.25.
Die Sammlung enthält fünfundzwanzig Predigten von namhaften liberalen Kanzelrednern. Sie will zeigen, wie undogmatisches Christentum in unseren Tagen jungen Herzen von der Kanzel aus nahe gebracht werden kann.
Bremen. Verlag von **Carl Schünemann.**

Den der heutigen Nummer beiliegenden Prospekt der Firma Greiner & Pfeiffer, Stuttgart, betreffend: „Der Türmer", Monatsschrift für Gemüt und Geist, empfehlen wir der geneigten Beachtung unserer Leser.

Für die Herausgabe verantwortlich: Pastor R. Emde, Bremen, Kirchbachstraße 7. Verlag und Druck von Carl Schünemann, Bremen.